

Regina Toepfer

Zusammenfassung der Beiträge

Der Umgang mit schrifttragenden Artefakten ist für Theologen und Literaturwissenschaftlerinnen eine Selbstverständlichkeit. Wie diese Praxis jedoch innerhalb von literarischen Texten inszeniert und reflektiert wird und welche Rückschlüsse sich daraus hinsichtlich der Produktion und Rezeption von Artefakten in der Vormoderne ziehen lassen, sucht dieser Sammelband in vierzehn Detailstudien zu beantworten. Diskutiert wurden die Beiträge auf einer Autorenkonferenz, die vom 29. September bis zum 1. Oktober 2014 am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg stattfand.

Der Band ist interdisziplinär angelegt und beinhaltet Beiträge aus dem Bereich des Alten Testaments, aus der Judaistik, Germanistik, Anglistik und Romanistik. Er weist ein breites Quellenspektrum auf, das sich über eine Zeitspanne vom 9. Jahrhundert v. Chr. bis zum 15. Jahrhundert n. Chr. erstreckt und eine beeindruckende Vielfalt an Sprachen und Gattungen umfasst: Untersucht werden altaramäische und jachadische Texte, der Pentateuch, drei biblische Prophetenbücher und alttestamentliche Weisheitsliteratur ebenso wie mittelalterliche Erzählliteratur. Dazu gehören das altenglische Heldenepos *Beowulf*, mittellateinische wie mittelhochdeutsche Marienleben, zwei Romane Wolframs von Eschenbach, Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg*, der frühneuhochdeutsche Prosaroman *Melusine* (1456) und die kastilische novela sentimental *Cárcel de amor* (1492). Sämtliche Texte, die aus unterschiedlichen Kulturräumen stammen und an divergierende Literaturtraditionen anknüpfen, weisen eine Gemeinsamkeit auf, die sie zu geeigneten Untersuchungsobjekten der hier verfolgten Fragestellung werden lässt: In ihnen findet sich „Geschriebenes über Geschriebenes“, was sich mit Markus Hilgert als Metatext bezeichnen lässt.¹

Gemäß der Thematik des Sonderforschungsbereichs 933 ‚Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften‘ wird in den Beiträgen immer wieder auf die materiale Beschaffenheit von schrifttragenden Artefakten, auf ihre kommunikative Funktion und die räumliche Dimension Bezug genommen. Die Autorinnen und Autoren beschäftigen sich mit typischen Schriftträgern wie Codices, Schriftrollen, Briefen, Schrifttafeln, Wand- und Grabinschriften, aber auch andere Artefakte wie ein Schwert, Kleidung, ein Apfel, eine Hundeleine oder der Gral und Amulette fungieren in der vormodernen Literatur als Träger von Geschriebenem. Während eine Verschriftlichung stets dazu beiträgt, dass ein Text aus seiner ursprünglichen Kommunikationssituation gelöst und längerfristig rezipiert werden kann, wird seine Ortsgebundenheit maßgeblich durch die Materialität eines Artefakts bestimmt. Das Interesse an der Entstehung,

¹ Vgl. Hilgert 2010, 98.

der Bedeutung und der Wirkung dieser schrifttragenden Artefakte in der erzählten Welt wie in der Welt historischer Rezipienten eint die vierzehn Beiträge und macht das spezifische Profil des vorliegenden Sammelbandes aus.

Ludger Lieb und Michael R. Ott (Heidelberg) setzen sich grundlegend mit den Interaktionen zwischen Menschen und Artefakten auseinander und schlagen vor, die Terminologie des Sonderforschungsbereichs um den Begriff der ‚Schnittstelle‘ zu erweitern. Mit diesem aus den Computerwissenschaften entlehnten Begriff wollen die Autoren jene Punkte in den Fokus rücken, an denen der Sender und der Empfänger eines Textes mit dem schrifttragenden Artefakt in Berührung kommen. Kommunikation wird definiert als das, was „an und mit Schnittstellen“ passiert (S. 266). Wie eine Historisierung des technologischen Konzepts erfolgen und für eine Analyse vormoderner Literatur genutzt werden kann, führen Lieb und Ott anhand von vier mittelhochdeutschen Romanen vor. Der schrifttragende Apfel der Discordia in Konrads von Würzburg *Trojanerkrieg* könne seine destruktive Wirkung nur entfalten, weil die Empfängerinnen vergäßen, nach dem Sender der Botschaft und dessen Intention zu fragen. In Wolframs von Eschenbach *Titurel* werde die Schnittstelle sogar körperlich sichtbar, indem das Brackenseil seine Leserin blutig schneide. Dass nicht nur Menschen über ein schrifttragendes Artefakt miteinander kommunizierten, sondern auch Gott ein solches Medium nutze, belegten Gawans Brief und der Gral im *Parzival*.

Einen neuen Akzent in der Thematik des Sonderforschungsbereichs setzt auch Joachim Schaper (Aberdeen), insofern er nicht von einer „Text-Anthropologie“ spricht,² sondern eine „Anthropologie des Schreibens als Theologie des Schreibens“ entwirft. Schaper setzt sich aus medienarchäologischer Perspektive mit dem Buch Exodus auseinander und führt vor, wie Schreiben, Stimme und Bild stets aufeinander bezogen sind. Zwar werde Gott nicht als Erfinder, wohl aber als Quelle des Schreibens dargestellt, wodurch das Schreiben theologisch aufgeladen werde. Während das Sehen Gottes von Beginn an als gefährlich gelte, erführen Mose und die Israeliten die göttliche Präsenz zunächst nur über das Hören. Nach und nach werde das Medium der Stimme jedoch durch das Medium der Schrift abgelöst, das die einzig akzeptierte visuelle Annäherungsmöglichkeit an Gott darstelle. Die Schrift, die dem Volk Israel in Form von Gesetzestafeln übergeben werde, ersetze gleichsam Gott selbst.

Mit der Bedeutung der Bundestafeln und dem Umgang mit ihnen beschäftigt sich ebenfalls Jan Christian Gertz (Heidelberg). Nach einer Paraphrase der Ereignisse skizziert er die literarische Topologie und Grundzüge einer Entstehungsgeschichte des Exodusbuches, bevor er sich der materialen Gestaltung der Tafeln zuwendet. Der Beitrag zeigt, wie eine Materialitätsanalyse eines schrifttragenden Artefakts zu neuen Erkenntnissen führen kann, selbst wenn der Text „literarhistorisch ausgereizt“ zu sein scheint. Von der Zweizahl der Tafeln und ihrer Beschrif-

2 Vgl. Hilgert 2010, 87.

tung auf der Vorder- und Rückseite, die weitere Hinzufügungen verhindert, schließt Gertz auf den unausgesprochenen juristischen Hintergrund der Episode. Obwohl beide Gesetzestafeln Mose ausgehändigt würden, verweise ihre Zweizahl auf die beteiligten Vertragspartner. Auch das Zerschlagen der Tafeln lasse sich mit Blick auf die altorientalische Praxis als eine Aufkündigung von Vertragspflichten deuten.

Den historisch-kulturellen Kontext ziehen mehrere Beiträge als Folie heran, um ein schrifttragendes Artefakt in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur zu deuten. In zwei Fällen handelt es sich bemerkenswerterweise um ein Artefakt, das in sehr engem Kontakt zum menschlichen Körper steht und diesen selbst als Träger von Schrift erscheinen lässt. David M. Carr (New York) setzt sich mit den Appellen zur Verinnerlichung religiöser Lehren im Sprüchebuch und im Deuteronomium auseinander, die um den Hals getragen und im Herzen bewahrt werden sollen. Zwar bezögen sich die weisheitlichen Sprüche fast nie auf das Schreiben, doch knüpften sie an die im antiken Vorderen Orient bezeugte Praxis an, Amulette mit einer Textinschrift zum Schutz vor dem Bösen zu tragen. Mit seiner Interpretation bietet Carr zudem eine mögliche Erklärung dafür, weshalb der metaphorische Auftrag zur Schriftrezeption in Dtn 6,8 literal verstanden wurde und zur Ausbildung des jüdischen Brauchs führte, beim Gebet Tefillin anzulegen.

Robert Folger (Heidelberg) wiederum knüpft an die im Spätmittelalter verbreitete, höfisch-ritterliche Praxis der Devisen an. Diese paraheraldischen Zeichen, die aus einer Bildkomponente, einem Motto und aus Farben bestehen, nutzten Adlige zur Besitz- und zur Statusdemonstration. Folger sieht hierin eine Parallele zu der Fortsetzung des kastilischen Romans *Cárcel de amor* durch Nicolás Núñez, der seine Protagonisten in einer Traumvision mit Schriftzeichen bestickte Kleidung tragen lässt. Die Differenz zwischen historisch bezeugten und literarisch imaginierten Artefakten erfasst Folger, indem er eine Typologie skalierten Metatextualität entwirft. Gerade die „phantastische[n] Metatexte“ (S. 217) wertet er als bedeutsam für die Rekonstruktion historischer Materialität von Schrift, weil das Imaginäre einen Zugang zur Epistemologie einer Epoche biete. Wie zeitgenössische Vorstellungen von Geist und Körper zeigten, bilde die höfische Kleidung einen integralen Bestandteil des Selbst und würden die spätmittelalterlichen Romanfiguren demnach selbst zu Schriftträgern.

Andere Autoren stehen vor der Problematik, dass sie kaum über Informationen hinsichtlich des historischen Kontexts, der sozialen Praktiken oder der institutionellen Rahmenbedingungen verfügen. Dieser Mangel führt dazu, dass überlieferte Artefakte als entscheidende Textquelle ausgewertet werden müssen. So schließt Eberhard Blum (Tübingen) aus archäologischen Funden von altaramäischen Wandinschriften vom Tell Deir ‘Alla auf die Verbreitung von Schreibkunst und Schriftlichkeit im 9. Jahrhundert v. Chr. Bei den zwei Textkombinationen, die aus mehreren Fragmentgruppen rekonstruiert werden können, handelt es sich um eine Prophetenerzählung um den Seher Bil’am bar Be’or und um einen weisheitlichen

Dialog über Vergänglichkeit und Verantwortung. Vor allem der selbstreferentielle Bezug des letztgenannten Textes auf die Vermittlung von Schreibkunst weist nach Blums Ansicht auf eine Schule als institutionellen Bezugsrahmen und auf ein hohes Bildungsniveau im israelitischen Raum um 800 v. Chr. hin.

Aufgrund des hohen Alters der Artefakte und der Fragilität des Beschreibstoffs sieht sich Daniel Stökl Ben Ezra (Paris) ebenfalls einer sehr schwierigen Überlieferungssituation ausgesetzt. Er beschäftigt sich mit den in Qumran gefundenen Fragmenten des Jachad, die in die Zeit zwischen dem 3. Jahrhundert v. Chr. und dem 1. Jahrhundert n. Chr. datiert werden. Viele jachadische Texte sprächen über Geschriebenes und zeugten von der hohen Wertschätzung, die dem Lesen in der Gemeinschaft beigemessen worden sei. Rezipienten würden zu intensivem und kontinuierlichem Studium sowie zur Katechese von Neuankömmlingen und Kindern angehalten. Neben einer riesigen Bibliothek belege auch die Entwicklung einer kryptischen Schrift den hohen Alphabetisierungsgrad, weshalb Stökl den Jachad als ein einschlägiges Beispiel für eine besonders ausgeprägte Buchreligion bezeichnet.

Wie bedeutsam schrifttragende Artefakte in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur für das Selbstverständnis von textexternen Rezipienten sind, zeigen zahlreiche Beiträge. Dass es die Dauerhaftigkeit von Schrift ermöglicht, sich zu späteren Zeiten erneut mit einem Text zu beschäftigen, sich von den ursprünglichen Adressaten abzugrenzen und sich auf diese Weise selbst zu definieren, bildet ein implizites Leitmotiv des Sammelbandes. Drei dieser Beiträge sind den alttestamentlichen Prophetenbüchern gewidmet, in denen das Spannungsverhältnis zwischen mündlicher Rede und schriftlicher Überlieferung bereits durch die Textsorte vorgegeben ist.

Konrad Schmid (Zürich) stellt klar, dass ein Prophetenbuch weder in literarischer noch in historischer Hinsicht als schriftliche Dokumentation einer mündlichen Prophetie aufzufassen ist. Zwar präsentiere sich das ‚Jeremiabuch‘ eher als Büchersammlung denn als Buch, doch biete Jer 36 eine Art Gesamtheorie seiner Entstehung und Rezeption. Weil die Prophetie Bundesqualität besitze, müsse sie schriftlich vorliegen, um befolgt werden zu können. Ausgehend von der Beobachtung, dass Jeremias Heilsprophetie nicht zu seinen üblichen Unheilankündigungen passt, schließt Schmid auf unterschiedliche Adressatenkreise. Den zeitgenössischen Hörern seien die Heilsaussagen verborgen geblieben, wohingegen sie von den Lesern des Buches rezipiert werden konnten. Am Übergang von der Prophetie zum Prophetenbuch zeichnet sich nach Schmidts Ansicht ein Prozess ab, der von der altisraelitischen Religion zur jüdischen Schriftreligion überleitet.

Eine Entwicklung vom verschrifteten Orakelspruch zum Prophetenbuch beschreibt auch Reinhard Müller (Münster), der sich mit der schriftlichen Übermittlung der göttlichen Botschaft bei Jesaja (Jes 8,1.16; Jes 30,8) beschäftigt. Müller betont nicht nur, dass die alttestamentliche Prophetie untrennbar mit der Buchform verbunden ist, sondern nimmt auch die daraus resultierenden zeitlichen Kon-

sequenzen in den Blick. Durch die schriftliche Vermittlung werde die göttlich-menschliche Kommunikation zerdehnt, so dass die Leser einen übergeordneten Standpunkt hinsichtlich der Verkündigung einnehmen und auf das Unverständnis der primären Adressaten zurückschauen könnten. Zudem werde Jhwh selbst als Urheber des Jesajabuches präsentiert, da er die Aufzeichnung und Aufbewahrung seiner Botschaft befehle und das Buch zum Zeugnis seines göttlichen Willens erkläre.

Ein Prophetenbuch besitzt damit das Potential, jene Rezeptionshindernisse zu überwinden, vor die sich sein Namensgeber innerhalb der biblischen Erzählung gestellt sieht, wie Friedrich-Emanuel Focken (Heidelberg) anhand von Ezechiel veranschaulicht. Focken untersucht zunächst die Stellung und Struktur des Berufsberichts (Ez 1–3) aus syn- wie aus diachroner Perspektive, bevor er eine detaillierte Metatextanalyse von Ezechiels Verspeisung einer Schriftrolle vornimmt. Dabei werden die materialen Eigenschaften der Schriftrolle, die Topologie ihres räumlichen Kontexts, die an ihr vollzogenen Handlungen und ihre symbolische Bedeutung berücksichtigt. Der Visionsbericht sei selbstreferentiell zu verstehen, insofern die Schriftrolle sowohl den Text bezeichne, den Ezechiel verkünden solle und den er wirklich verkünde, als auch das Ezechielbuch. Dass der Einfluss des Buches deutlich weiterreiche als der des Propheten, zeige sich nicht nur am Widerstand der primären Rezipienten, sondern auch daran, dass Jhwh Ezechiel immer wieder verstummen lasse.

Der Umgang mit einem schrifttragenden Artefakt ist innerhalb der erzählten Welt so vielfältig gestaltet, wie seine Materialität unterschiedlich beschaffen sein kann. Schrifttragende Artefakte werden in der alttestamentlichen und mittelalterlichen Literatur wie die Gesetzestafeln des Mose gehauen, zerschmettert und wiederhergestellt oder wie die Aufzeichnungen Jeremias verbrannt. Zudem besteht die Möglichkeit, sich ein solches Artefakt wie Ezechiel oral einzuverleiben, es wie die Protagonisten in *Cárcel de amor* auf der Haut zu tragen und mit ihm sogar um sein Leben zu kämpfen. Dies glückt dem Protagonisten des altenglischen Epos *Beowulf*, das Andrew James Johnston (Berlin) zum Untersuchungsgegenstand wählt. Auf Beowulfs Schwertgriff sind Schriftzeichen zu erkennen, die die Geschichte seiner paganen Erstbesitzer erzählen und deren Tod in die christliche Heilsgeschichte einordnen. Johnston vertritt die These, dass die Schrift auf der Handlungsebene zwar keine Reaktionen auslöse, doch in einen komplexen ekphrastisch-intertextuellen Zusammenhang eingebettet sei und auf der Rezeptionsebene eine eigene Wirkung entfalte. Durch das schrifttragende Artefakt versichere sich das Epos seiner Gattung und trete in einen literaturgeschichtlichen Dialog mit der *Aeneis*. Wie bei der Beschreibung des Schildes von Aeneas richte sich der Blick im *Beowulf* nur scheinbar in die Vergangenheit, aber eigentlich in die Zukunft. Das schrifttragende Schwert mitsamt Inhalt rufe den christlichen Gelehrtdiskurs auf, der die Rezipienten des Epos von den schriftunkundigen Protagonisten unterscheide. Dieses Mehrwissen teilen die Hörer des altenglischen Epos mit den Lesern der biblischen Prophetenbü-

cher, so dass literarische Metatexte in ganz unterschiedlichen Gattungen ihren Rezipienten ermöglichen, eine eigene Identität auszubilden und sich als religiöse Gruppe zu konstituieren.³

Wie im *Beowulf* kommt der Lektüre eines schrifttragenden Artefakts auch im frühneuhochdeutschen Prosaroman Thürings von Ringoltingen auf der Handlungsebene kaum Relevanz zu. Dabei handelt es sich bei dem Grabmal in der *Melusine*, mit dem sich Katharina Philipowski (Mannheim) auseinandersetzt, um einen Metatext, der die Figuren- und Handlungskonzeption maßgeblich beeinflusst. Die Protagonistin, die als Fee der Anderwelt angehört und eine genealogische Zäsur markiert, erhält durch die Inschrift eine Vorgeschichte. Philipowski stellt zu Recht die Monumentalität der Inschrift heraus, deren Materialität sich von vielen anderen im Band untersuchten literarischen Artefakten unterscheidet. Zwar kann auch die „steinerne Rede“ von Melusines Mutter Generationen später noch rezipiert werden, doch ist der Text immobil und an einen kaum zugänglichen Ort gebunden. Weil Monumentalinschriften Kommunikationssituationen selbst erschaffen und sich die Adressaten zu ihnen begeben müssen, spricht Philipowski von „spezifische[n] Erscheinungsformen eines Textes“ (S. 252) und unterscheidet sie von anderen Überlieferungsträgern. Die Grabinschrift schwanke zwischen situationalem Sprechen und situationsabstrakter Inschriftlichkeit und werde eng mit der Person seiner Urheberin verknüpft.

Ein Exklusivitätsanspruch lässt sich nicht nur aus der Lokalisierung der fiktionalen Grabinschrift ableiten, sondern scheint auch bei realen schrifttragenden Artefakten relevant zu sein. Ein interessantes Beispiel für ein Artefakt als Träger esoterischer Information stellt Hanna Liss (Heidelberg) vor. Der um 1300 angefertigte Regensburg Pentateuch enthalte „Lese-Geheimnisse“, die seine Heiligkeit konstituierten und nur von kundigen Rezipienten entschlüsselt werden könnten. Hinter der äußeren Form ließen sich halakhische Diskurse bzw. exegetisch-theologische Auslegungen erkennen; mittels Anmerkungen werde die mündliche Tora in die schriftliche Tora integriert. Wie Liss betont, ist die Semantik der Zeichen nicht immer selbst-evident. Bei den Tagin handle es sich um „textliche Entitäten, die *gesehen* werden wollen [...], aber *nicht gelesen* werden können“ (S. 327). Diese religiösen Anspielungen seien allein auf visueller Ebene wahrnehmbar und nur von der neuen Elite der *ḥaside ashkenas* zu entziffern, weshalb Liss mit Nachdruck dafür

3 Die christliche Vereinnahmung einer nichtchristlichen Protagonistin war auch Thema eines Beitrags, den Astrid Lembke (Berlin) auf der Autorenkonferenz in Heidelberg vorstellte. Sie untersuchte das Grabmal der Japhite in dem mittelhochdeutschen Artusroman *Wigalois* Wirnths von Grafenberg. Entscheidend für ihre Argumentation war nicht die in der Schriftlichkeit verankerte, hegemoniale Sicht des Christentums, sondern die Polyphonie der Stimmen, die in den mündlichen Figurenreden und der Mehrsprachigkeit der Grabinschrift zum Ausdruck kommen. Lembkes Beobachtungen gehören in den größeren Kontext ihres Habilitationsprojekts ‚Inschriftlichkeit und Literaturtheorie. Intertextuelle Poetiken mittelalterlicher Romane‘ und werden im Rahmen einer Monographie gesondert veröffentlicht.

plädiert, die zeitgenössischen Nutzer eines Manuskripts bei kodikologisch-paläographischen Untersuchungen stärker zu beachten.

Die Bedeutung der Materialität für die Interpretation und das Textverständnis einer Handschrift wird in dem letzten Beitrag ebenfalls deutlich. Christina Lechtermann (Frankfurt) beleuchtet die Textherstellung in drei mittelhochdeutschen Marienleben, die auf der um 1250 entstandenen lateinischen Hexameterdichtung *Vita beatae virginis Mariae et Salvatoris rhythmica* basieren und ihren literarischen Geltungsanspruch auf unterschiedliche Weise artikulieren. Schon in der lateinischen Vorlage sind widersprüchliche Umgangsmöglichkeiten mit dem Text vorgezeichnet: Die Leser können das Buch abschaben und verbrennen, aber auch lesen und durch Abschrift verbreiten. Bei den deutschen Adaptationen interessiert Lechtermann nicht nur, wie Philipp von Seitz, Walther von Rheinau und Wernher der Schweizer hermeneutisch mit ihrem Prätext umgehen, sondern vor allem wie die Handschriften am Status des Textes mitarbeiten. In der mise-en-page und durch bestimmte lokaldeiktische Markierungen würden Schrift und Buch als materielle und räumliche Anordnung inszeniert. Lechtermann erweitert das Verständnis von Metatext, indem sie neben den Reden über andere Texte und den Selbstbeschreibungen von Texten auch „peritextuelle Markierungen“ einbezieht, „die den Text als solchen in Position bringen“ (S. 342). Ihren Ansatz veranschaulicht sie an der Glossierung einer Handschrift, die die Selbstaussage des Textes konterkariert. Während dieser erkläre, er wolle nur als Loblied, nicht als Lehrbuch behandelt werden, partizipiere er durch die kommentierenden Metatexte am Diskurs lateinischer Kanonizität.

Insgesamt dokumentiert der Sammelband, wie die Erforschung der Materialität und der Präsenz des Geschriebenen zu neuen Erkenntnissen über den Umgang mit Texten und das literarische Selbstverständnis in non-typographischen Gesellschaften führt. Ungeachtet des breiten Quellenspektrums und der unterschiedlichen Fachtraditionen von Theologie und Literaturwissenschaft(en) lassen sich in den vierzehn Beiträgen immer wieder Gemeinsamkeiten hinsichtlich der Produktion und Rezeption schrifttragender Artefakte in der Literatur erkennen. Diese disziplinübergreifenden Parallelen helfen nicht nur, die fachliche Perspektive zu erweitern und kanonische Texte neu zu interpretieren, sondern sie tragen auch dazu bei, Spezifika vormoderner Literatur zu erarbeiten.

Literaturverzeichnis

Hilgert (2010): Markus Hilgert, „Text-Anthropologie“. Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“, *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft* 142, 87–126.

